

## Film

## Vertraulichkeiten und Geständnisse

In „Monstre“ schreibt Gérard Depardieu über sein liebstes Thema: Sich selbst

VON SABINE GLAUBITZ

Er sei ekelhaft gewesen und überheblich. Auch als Vater habe er Fehler gemacht. In „Monstre“ (Monster) schreibt sich Gérard Depardieu alles von der Seele, was ihn belastet. Darin verschont der Superstar des französischen Kinos weder sich noch die Welt. Gleichzeitig überrascht der 68-jährige Schauspieler in dem kürzlich in Frankreich erschienenen Buch mit Vertraulichkeiten und Geständnissen. Darunter jenes, dass er nicht mehr zum Alkohol greife: „Früher trank ich, hab mir die Kante gegeben. Das war meine Art und Weise gewesen, abzutauchen und alleine zu sein.“

Es ist nicht das erste Buch, das Depardieu über sich schreibt. In „Ich liebe das Leben, das Leben liebt mich“ gestand er, dass ihn der Alkohol völlig fertig mache und dass er eine Lebertransplantation hinter sich habe. In „Es hat sich so ergeben“ erzählt er seine Lebensgeschichte, angefangen von seiner unerwünschten Geburt und seinen Jugendjahren als Kleinkrimineller bis hin zu seinem Durchbruch als internationaler Star.

Diesmal hat er eine Mischung aus Autobiografie und einer Sammlung von Lebensweisheiten verfasst. Sein Stil ist schlicht und direkt wie immer, seine Sprache ist jedoch weniger provokativ und drohnend. Fast hat man den Eindruck, er sei mit sich und der Welt ins Reine gekommen. Bedauerlich ist, dass manche Gedankengänge des Schauspielers, der den wortgewaltigen Poeten Cyrano von Bergerac spielte und den französischen Schriftsteller Honoré de Balzac, kaum das Niveau von Kneipenphilosophie überschreiten.

Das Buch besteht aus vielen kleinen Kapiteln, in denen Depardieu von einem Thema zum anderen springt. Mit der Informationsgesellschaft fängt er an, über die er schreibt, dass sie unsere geistige Gesundheit angreife. Mit Gedanken über den Tod, vor dem er keine Angst hat, schließt er seine Reflexionen ab. Dazwischen ergeht er sich in Kritik an der Politik, den Journalisten und an sich selbst, weil er so ist, wie er ist: exzessiv und maßlos.

An einigen Stellen überrascht Depardieu. In dem Kapitel, in dem es um Liebe und Frauen geht, entpuppt er sich nicht als Heißsporn und sexbesessenen – Rollen, die er in Filmen wie „Zwei ungleiche Freunde“ oder „Welcome to New York“ meisterhaft verkörpert. Er sei nie ein großer Fan von Sexgeschichten gewesen, schreibt er, ihm seien Zärtlichkeiten wichtiger als der Akt selbst.



Gérard Depardieu, Schauspieler und Gelegenheitsautor

Depardieu hat vier Kinder aus verschiedenen Beziehungen. Aus seiner ersten Ehe mit Schauspielerin Elisabeth Guignot stammen Julie und Guillaume. Zu seinem 2008 im Alter von 37 Jahren verstorbenen Sohn hatte er ein schwieriges Verhältnis, auf das er auch im Buch eingeht. Vater zu sein sei schwer, schreibt er. Sein Sohn habe ihm Dinge vorgeworfen, von denen er sich nie hätte träumen lassen, dass sie ihn so treffen würden.

Guillaume hatte 2004 das Buch „Im Schatten meines Vaters“ veröffentlicht. Darin beschreibt er, wie sehr er unter dem allmächtigen Namen seines Vater und unter dessen Abwesenheit gelitten habe. Guillaume, der in rund 40 Film- und Fernsehproduktionen mitwirkte, war drogen- und alkoholabhängig. Er starb an den Folgen einer Infektion, die er sich nach einem Motorradunfall eingefangen hatte.

Gérard Depardieu gilt als unberechenbar und unbändig. Charakteristika, die er in dem Buch auch für sich beansprucht: „Ich liebe das Leben zu sehr, als dass ich es zu kontrollieren versuche.“ Warum er das Buch geschrieben habe? Um frei zu leben – jeden Tag etwas mehr, wie er gleich auf der ersten Seite verkündet. (dpa)



Auf dem Pferderücken: Zentaur (Aktan Arym Kubat) beim Ausritt in der Steppe

## Die zarten Farben der Dämmerung

Aktan Arym Kubat erzählt in „Die Flügel der Menschen“ ein Märchen über die Freiheit

VON SARAH PEPIN

Es fallen Schatten auf die kirgisischen Berge, bevor das Licht vollkommen der Nacht weicht. Als ein Mann im Dorf auf stille Örtchen geht, huscht ein anderer vor die Tür, um den Riegel von außen vorzuschieben. Dann bewegt er sich zur Pferdebox, um den Hengst Lord, eines der begehrten Rennpferde, in die Freiheit zu entlassen.

Der kirgisische Regisseur Aktan Arym Kubat ist für seinen neuen Spielfilm „Die Flügel der Menschen“ in die Hauptrolle von Zentaur, den Pferdemenchen geschlüpft, der hier als Pferdedieb auftritt. Nachdem er Lord freigelassen hat, steigt er auf und reitet mit erhobenen Armen triumphierend durch die Steppe rings ums Dorf. Der Rennpferdebesitzer Karabay (Bolot Tentimyshev), der auf traditionelle kirgisische Kleidung verzichtet und lieber Turnschuhe und Jeans trägt, ist erbost. Er hat eine Menge Geld auf Lord gesetzt und strengt nun seine Freunde an, den Dieb so schnell wie möglich dingfest zu machen. Doch das Pferd taucht bald wieder auf, in einer Herde im Nachbardorf. Mit einer List versuchen Karabay und sein Freund Sadyr, das Pferd zurück in den Stall zu locken.

Zentaur wohnt mit seiner taubstummen Frau Maripa (Zarema Asanalieva) und seinem fünfjährigen Sohn, der immer noch nicht



Wilde Natur: Zentaur (Aktan Arym Kubat) lebt mit seiner Frau Maripa (Zarema Asanalieva) und seinem Sohn Nurberdi (Nuraly Tursunkojev) in den Hochebenen Kirgisisstans

spricht, in einem bescheidenen Haus. Auf dem Markt freundet er sich mit der Verkäuferin Sharapat an. Er könnte sich vielleicht etwas mehr als Freundschaft vorstellen. Im Hintergrund dreht sich die Geschichte auch um Verrat und Treue in einer Ehe, um Vertrauen.

Die schönsten Szenen sind jedoch jene, in denen Zentaur seinem Sohn begeistert von den kirgisischen Nomaden, den Zentauren, erzählt. Halb Pferd, halb Mensch sollen sie gewesen sein, bevor die Herrscher in das kleine Land in Zentralasien einbrachen. Die Pferde waren damals „die Flügel der Menschen“; Für den Vater ist der Pferderrücken unzertrennlich mit der Kultur und

Historie seines Landes verbunden. Denn der Pferderücken symbolisiert die Freiheit. Zentaur versinnbildlicht diese kirgisische Tradition – und wirkt in seinem poetischen Idealismus wie ein Gesandter aus alten Zeiten.

„Wir waren nie unterworfen, sondern immer schon frei. Wir waren weder an einen Ort, noch an eine Religion gebunden“, sagte der Regisseur in einem Interview während der Berlinale. Heute spielen die Pferde eine andere Rolle: Sie sind Opfer der menschlichen Profitgier geworden und ihre Hauptdaseinsberechtigung liegt in ihrer Rentabilität. Eine alte Geschichte, neu erzählt. Keine Gesellschaft kann sich

der kapitalistischen Moderne entziehen, was zur Folge hat, dass alte Traditionen bröckeln oder langsam ganz verschwinden.

Ist der Film also pure Nostalgie, wenn auch poetisch aufgeladen? „Die Flügel der Menschen“ übt sich in einer durchaus subtilen Kritik an der Moderne, wozu paradoxerweise auch die muslimischen Missionare zählen, deren Geschichte er in seinen Film eingeflochten hat. Der Islam hat – wie in den meisten postsowjetischen Staaten – nach der Unabhängigkeit des Landes eine Renaissance erlebt.

Gelobt sei Kubats Auge fürs Detail: Die schönen kirgisischen Sets, gefüllt mit farbigen, geschnörkelten Teppichen; das Halbdunkel wenn die ganze Familie in einem Bett schläft. Den schnatternden Gänsen werden die Schnäbel beim Diebstahl zugeklebt, die Familie legt als Zuneigungszeichen die Daumen auf ihre Lippen und macht gleichzeitig schmatzende Kussmündchen. „Die Flügel der Menschen“ ist eine Parabel über die Freiheit, darüber wie man sie heute schnell gegen Geld eintauscht. Wie mit größerem Wohlstand auch ein Gefühl des Verlusts einhergehen kann.

**Die Flügel der Menschen** Kirgistan, Niederl., Deutschl., Frankreich, Japan 2017. Regie: Aktan Arym Kubat. Darsteller: Aktan Arym Kubat, Nuraly Tursunkojev, Zarema Asanalieva. Farbe, 89 Minuten.

## Wohin mit dem Stier?

Ein Blick hinter die Kulissen der Pariser Oper



Auf offener Bühne: Die Ankunft eines gewichtigen Nebendarstellers

bleiben weitgehend außen vor, blitzen höchstens aus den Kulissen heraus, hinter Bühnenvorhang hervor: „Die Meistersinger von Nürnberg“, um die wenige Tage vor der ersten Aufführung plötzlich Hektik entsteht, weil ein Solist ausfällt, Verdis „Rigoletto“, oder zur Saisonöffnung Arnold Schönbergs „Moses und Aron“.

Bei dieser stand ein 1500 Kilogramm schwerer Charolais-Stier auf der Bühne. Irgendwie bombastisch, aber auch gewagt. Was der Zuschauer im Film eindrücklicher erfährt, als wenn man im Theater gegessen hätte.

Denn dieser Stier ist wichtig. Er macht Regisseur, Dirigent, Sänger nervös, jagt ihnen Angst und Ehrfurcht ein. Und er wirft logistische Probleme auf. Das ist es, was Bron interessiert. Das Funktionieren des riesigen Räderwerks, das hinter den Aufführungen steht, dieses geschmeidige Ineinandergreifen kreativer Schaffensprozesse und ihrer minuziösen Planung.

Etwa Lissners kühner Balanceakt zwischen künstlerischem Wagnis und einer den Geldgebern geschuldeten Rentabilität. Die Proben von Chor und Orchester. Die erschöpfenden

Übungsstunden, die dem Auftritt einer Tänzerin vorangehen, die Schweißperlen, die ihr im Gesicht stehen. Die Sitzungen der Administration, bei denen es teilweise hart hergeht, weil man sich mit den Streikdrohungen der Gewerkschaft auseinandersetzen muss. Und die schwierigen Momente: Wenn man nach den Anschlägen vom 13. November 2015 weispielt, weil man, um des Lebens willen und um dem Terror entgegenzuwirken, weiter spielen muss.

Der Film ist reich an Details, voller einzigartiger Bilder und Momente: das Kaleidoskop eines in seiner Homogenität einzigartigen Universums. Allerdings ist er nicht besonders leicht zugänglich, weil er den Protagonisten nicht wirklich nahe kommt. Bei Frederick Wiseman, dem Altmeister des rein beobachtenden Dokumentarfilms, dessen „La Danse – Das Ballett der Pariser Oper“ sich Bron unweigerlich aussetzt, ist das eine Qualität.

Im Falle von Bron, der vielleicht doch zu sehr Erzähler ist, trifft das nur bedingt zu. Was allerdings nicht heißt, dass sein Opernfilm nicht sehenswert wäre. (KNA)

**Oper. L'opéra de Paris** Frankr., Schweiz 2017. Dokumentarfilm. Regie und Drehbuch: Jean-Stéphane Bron. Kamera: Blaise Harrison. 106 Minuten. Farbe

## NEU IM KINO

**LAIBLE UND FRISCH: DO GOHT DR DOIG** Deutschland 2017. Regie: Michael Rösel. Traditionsbäcker Walter Laible und seine Familie stehen kurz davor, ihren Betrieb an Konkurrent Manfred Frisch zu verlieren. Mit dessen Billigangeboten und Aktionen können Laibles einfach nicht mithalten. Die Ruhe im idyllischen Schafferdorf wird durch den Konkurrenzkampf gestört. Dann wendet sich das Blatt, Frisch droht der Untergang. Nur sein ärgster Feind könnte ihn retten. Nicht nur Bayern hat seine Komödien. Nach „Die Kirche bleibt im Dorf“ landet nun ein weiterer, amüsant-schwäbischer Stoff auf der Leinwand. Bereits als TV-Serie und Theaterstück erfolgreich, wird der ausufernde Bäckerstreit, der eine ganze Ortschaft auf Trab hält, nun vom bewährten Team und den bewährten Darstellern um Winfried Wagner, Simon Licht und Ulrike Barthruß im Kino fortgesetzt.



Kämpfer: Laible (Winfried Wagner, r.) und Frisch (Simon Licht)

**BAMSE – DER STÄRKSTE UND LIEBSTE BÄR DER WELT** Bamse verjagt alle Diebe in seiner Stadt, denn der Donnerhohnig seiner Oma macht ihn unbesiegbar. Der verschlagene Reinhard Fuchs hat eine Idee, wie er Bamse stoppen kann. Er entführt die Oma in die Stadt der Diebe. Doch Bamse lässt sich auch ohne Donnerhohnig nicht aufhalten und macht sich zusammen mit seinen Freunden Hopser und Herr Schildkröte auf die gefährliche Reise durch den Wald der Trolle in die Stadt der Diebe, um sie zu befreien. Liebenswerter Animationspaß um einen tierischen Held, der in Schweden ein Publikumsliebling seit Generationen ist und nun seine Premiere im deutschen Kino feiert. Das Bärenabenteuer nach den 1966 von Zeichner Rune Andréasson geschaffenen Figuren wurde von Regisseur Christian Rytenius umgesetzt.



Bamse: Der stärkste Bär der Welt zeigt seine Muskeln

**THE KILLING OF A SACRED DEER** Irland, Großbritannien 2017. Regie: Yorgos Lanthimos. Der erfolgreiche, charismatische Herzchirurg Steven (Colin Farrell) und seine Ehefrau Anna (Nicole Kidman), eine angenehme Augenärztin, leben mit ihren Kindern Bob (Sunny Suljic) und Kim (Raffey Cassidy) das scheinbar perfekte Leben: Man versteht einander und kann sich Luxus leisten. Steven hat eine Freundschaft zum 16-jährigen, vaterlosen Teenager Martin (Barry Keoghan) aufgebaut. Nachdem dessen Vater bei einer von ihm durchgeführten Operation starb, hat Steven den Jungen unter seine Fittiche genommen. Der Chirurg und Martin sehen sich regelmäßig und Steven lernt auch seine Mutter (Alicia Silverstone) kennen. Doch dem Teenager geht es nur um Rache. Er will Steven zu einer schrecklichen Tat zwingen, indem er ihn auf teuflische Art erpresst...



Seltsam: Der Teenager Martin (Barry Keoghan) bei der Untersuchung